

(Nachdruck verboten).

5) Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Erik Mauthner.

„Ihr Mann ist vorläufig noch einer von den Idealisten,“ sagte Frau Mascha. Aber die habe ich am liebsten. Die werden nachher die schlauesten. Und eigentlich sind sie nur faul, diese Idealisten. Sie wollen sich nur nicht selbst die Hände verbrennen, sie wollen sich die Kastanien von andren aus dem Feuer holen lassen. Na, Sie sind ja keine Idealistin, Frau Bohrmann, Sie scheuen das Feuer nicht, nicht wahr?“

„Ob ich Kastanien aus dem Feuer holen kann? Na ja, für mich. Selber essen macht fett. Ich soll ihn wohl zahm machen? für Sie? Aber Sie werden mich ja gar nicht nötig haben, er frißt Ihnen ja jetzt schon aus der Hand. Meinen Segen hat er, wenn er nur Glück hat, ich meine, so ... nicht wahr ... Erfolg?“

„Ja wohl, man nenne das immer einen Erfolg,“ erklärte Mascha. Und Glück sei auch nicht das richtige Wort dafür. Talent sei Glücksfahne, Erfolg sei Geschäft, Macht, Geschäftlichkeit.

Plötzlich trat Johannes Bohrmann über die Schwelle seiner Thür. Seine feuchten Augen waren ins Leere gerichtet und die Hände hielt er gefaltet über der Brust wie ein steinerner Ritter auf einem Sarkophag. Ein verlegenes Lächeln des Triumphs spielte auf seinen Lippen.

„Gott sei Dank,“ rief Hilde, „bist Du endlich fertig geworden?“

Mascha war aufgesprungen und lachte vergnügt.

„So sieht er noch einmal so interessant aus.“

„Mein wackeres Weib,“ sagte der Lehrer leise und feierlich. „Und Sie, meine heilige Freundin, und Ihr, meine geliebten Nachkommen! Wo ist Siegfried? Warum ist Siegfried nicht da in diesem großen Augenblick?“

„Lass' doch, er ist nebenan bei der Reymond. Was versteht so ein Bengel!“

„Gut, wenn er bei Fräulein Reymond ist ... Mein wackeres Weib! In schmerzvollem Ringen ist es vollendet, nach meiner schwachen Kraft. Möge man es vollendet nennen im Geiste. Freundin, Frau Mascha ... so darf ich Sie doch nennen? ... Es ist gut, daß auch Sie da sind. Mir ist sehr eigentümlich zu Mute, wissen Sie, Frau Mascha, sowie es im Lied an die Freude heißt: Seid umschlungen, Millionen.“

Mit schalkhaft kindlicher Demut trat Mascha ihm entgegen, neigte das Köpfchen und sagte:

„Na, meinten Sie mich da nicht mit? Ihre Frau hat gewiß nichts dagegen! In so einem Augenblick! ... Also Sie nennen mich Frau Mascha oder Mascha kurzweg, und ich werde Sie Hans nennen. Uebrigens, um das Geschäftliche nicht zu vergessen, Sie müssen auch auf dem Bettel Hans heißen. Johannes Bohrmann wäre ganz gut, wenn Sie schon berühmt wären. Wenn man berühmt ist, ist jeder Name gut. Aber Johannes, das könnte zu schlechten Wiken veranlassen. Besonders wenn Sie mit Ihren blonden Locken herausgerufen würden. Johannes ... A propos, lassen Sie das Stück so schnell wie möglich abschreiben, zweimal ...“

„Aber gnädige Frau,“ rief Hilde, „das kostet ja alles so schrecklich viel Geld. Er hat ja ohnehin schon das beste Papier genommen, und schöner als in seiner Schrift braucht die Sache doch nicht zu sein.“

„Da haben Sie eigentlich recht, Frau Hilde ... ich werde Sie Frau Hilde nennen ... Uebrigens könnte man das Stück später drucken lassen, wenn mehr Exemplare nötig sind.“

„Drucken lassen?“ rief Hilde erstaunt. „Was soll er denn nachher mit den vielen Exemplaren?“

Hans Bohrmann fühlte jedes Wort wie einen Nadelstich. Auch Maschas Reden. Es war ja nichts Neues, daß Hilde, und neuerdings auch Mascha, sich um sein Irdisches bekümmerten, und er ließ es sich sonst gern gefallen. Aber in dieser heiligen Stunde, da in ihm noch alles zitterte, da er eben in seiner

Stube Freudenthränen geweint hatte, wie damals nach der Geburt Lenchens, in dieser ersten Stunde hätten sie nicht um Irdisches besorgt sein sollen. Er wußte gar nicht, was er that, als er die Stubenthür öffnete, dann die Thurthür und hinausrief:

„Fräulein Reymond! Fräulein Reymond!“

„Bist Du verrückt?“ schrie Hilde.

„Was fällt Ihnen ein?“ sagte Mascha.

Hans Bohrmann kam schnell zurück.

„Es ist nur ... Du sagtest ja, Siegfried sei drüben ... Siegfried muß es doch auch wissen, er zuerst.“

„Und die Reymond, nicht wahr?“ fragte Mascha scharf. „Die heuchlerische Person, die so talentlos ist, daß man sie zu keiner Statistenrolle brauchen kann ... Es ist Ihnen gewiß bequem, Frau Hilde, den Jungen so oft hinüberzuschicken. Aber wer weiß, was er da hört und sieht bei so einer.“

„Ich habe ja auch Fräulein Reymond gar nicht rufen wollen,“ sagte Hans Bohrmann ängstlich. Es ist wirklich nur, weil Siegfried ...“

Er unterbrach sich, da man das Geräusch von Schritten und Siegfrieds bittende Stimme hörte:

„Nicht sagen, Fräulein, nicht sagen!“

Einen Augenblick später trat Fräulein Märe Reymond ein, den Knaben an der Hand, der sich ängstlich hinter ihrem dunkelbraunen Kleid zu verstecken suchte. Fräulein Reymond war eine Erscheinung von auffallender Stattlichkeit. Groß und schlank, trug der Körper über den geraden, breiten Schultern auf einem langen, vielleicht etwas zu langen Halse einen Kopf, dessen schöne Flächen und dessen Unbeweglichkeit an griechische Statuen erinnerte. Nur die sanften, großen blauen Augen belebten ihn mit einem traurigen, stillen Leben. Sie war blaß und ihr Gang etwas müde. Als sie eintrat, leuchtete es in ihren Augen, wie von einer Güte, die Größe war. Sofort aber, als sie die feindlichen Blicke der beiden Frauen sah, senkten sich ihre Augen, und ihre ganze Erscheinung war wie verwandelt. Ein stilles, müdes, armseliges Geschöpf. Von weitem gesehen, auf der Bühne, hätten Körper und Kopf einen mächtigen Eindruck machen müssen, nur daß der Hals und die langen Arme und großen Hände vielleicht störten.

Hans Bohrmann that, als bemerkte er seine Nachbarin gar nicht. Er nahm seinen Siegfried auf die Arme, stellte ihn auf den Tisch und redete ihn also an:

„Gedente einst dieser Stunde, mein Sohn! In dieser Stunde hat Dein Vater sein Erstlingswerk vollendet. Mein Sohn Siegfried, in dieser feierlichen Stunde schwöre ich Dir, daß ich in den Worten des Schaffens auch an Dich gedacht habe, mein Sohn, mein Heldenkind. Wenn es mir gelingt, mir mit meinen bescheidenen Kräften einen Namen zu machen unter den Menschen, wahrhaftig, mein Sohn, mein Junge, Deinetwegen! Mein Junge, wenn Dein Vater ein bißchen Namen hat und ein bißchen Ehre vor den Menschen, Du, Du, Du sollst es dann leichter haben und besser, und was Ordentliches leisten, Du, mein Friede ... vergeiß, daß ich ...“

Schluchzend drückte Bohrmann das erstaunte Kind an sich. Langsam hatte Fräulein Reymond ihr Haupt wieder erhoben. Wieder leuchtete aus ihren schönen blauen Augen die stille, gütige Größe, und unbekümmert um die beiden Frauen trat sie einen Schritt näher. Sie strich den Knaben mit ihrer großen weichen Hand begütigend über den blonden Haarschopf, und als Bohrmann wie traumverloren zu ihr aufblickte, setzte sie Siegfried wieder auf den Boden, reichte Bohrmann dieselbe Hand, die eben den Kopf des Kindes berührt hatte, und sagte mit einer weichen, wie natürlich lieblichen Stimme:

„Meinen Glückwunsch, Herr Bohrmann. Meinen herzlichsten Glückwunsch. Möge es was Rechtes geworden sein!“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Reymond.“

„Und nicht wahr, Herr Bohrmann, in einer solchen Stunde darf ich doch? Da muß man doch aus sich herausgehen dürfen! Später will ich wieder schweigen. Herr Bohrmann, wenn Sie nachher auch nicht zufrieden sein sollten, oder wenn der Lorbeer ausbleibt, wenn die Welt ...“ Fräulein Reymond konnte die Thränen nicht zurückhalten, und die tiefe Ergriffenheit stand ihren Zügen nicht gut ... „auch dann,

bester Herr Bohrmann, vergessen sie diese Stunde nicht. Glauben Sie mir! Es ist doch Freude gewesen, die hohe Freude!"

"Ich danke Ihnen, Fräulein Heymond," sagte Bohrmann verlegen und blickte nach Hilde.

"Sie müssen nicht immer flau machen, weil Sie keinen Erfolg gehabt haben," sagte Hilde mit gemüthlicher Grobheit. "Wir wissen schon, was wir zu thun haben, und die gnädige Frau hält sehr viel von dem Stück."

Mascha war seit dem Eintreten des Fräuleins sehr vornehm geworden. Sie blickte mit zusammengekniffenen Augen, als wäre sie kurzichtig.

"Bitte," sagte sie, "wollen Sie mir die . . . das Fräulein nicht vorstellen, oder ist sie . . ."

Nun war wieder Hilde ärgerlich auf die Vornehmthuerei.

"Ach, Sie wissen ja, gnädige Frau, wir haben ja eben erst von ihr gesprochen. Fräulein Kläre Heymond, die nebenan bei der Spindlern eine Schlafstelle hat . . . Verzeihung, ein möbliertes Zimmer . . . und die eine sehr begabte Schauspielerin sein soll, wie mein Mann sagt. Mein Mann hält überhaupt sehr viel von Fräulein Heymond."

"Dann begreife ich," sagte Mascha mit freundlichem Ausdrucke, "daß Sie ihr den Jungen gern anvertrauen. Denn wenn Hans sie nicht so hochschätzte, könnte man glauben, daß der Junge bei so einer Schlafstellenvermieterin nicht die feinste Umgangssprache aufschnappt. Nicht war, liebes Fräulein?"

"Die Spindlern?" rief Hilde.

Dem Fräulein Heymond war eine feine Röthe in die Wangen gestiegen.

Wenn Herr Bohrmann mir seinen Jungen anvertraut, so bin ich mir der Verantwortlichkeit bewußt. Ich überlasse ihn niemals der Frau Spindler. Und was wir zusammen-treiben, das ist gerade etwas Gutes. Eben habe ich zu Siegfried gesagt, ich würde es Ihnen heute erzählen und nachträglich um Ihre Erlaubnis bitten."

"Nicht sagen, nicht sagen!" schrie Siegfried ängstlich. "Mama haut mir."

"Nicht," verbesserte Bohrmann.

"Da hören Sie's", und Mascha zuckte die Achseln. Mit trauriger Freude zog Fräulein Heymond den Kopf des Jungen an sich heran.

"Er ist ein so besonderer Junge. Er hat heimlich bei mir Buchstabieren gelernt. Er kann schon recht gut buchstabieren."

"Ich kann nichts dafür, Papa!" schrie Siegfried. "Fräulein Heymond ist schuld."

Hilde stemmte die linke Hand in die Seite und drohte mit der rechten Faust.

"Das sind mir schöne Geschichten! Durchstechereien! Mit einer fremden Person! Sie müssen mich nicht für so ungebildet halten, gnädige Frau, daß ich mich nicht freute, wenn Friede was lernt, obwohl nachher in der Schule nichts damit erspart wird. Aber Heimlichkeiten, Heimlichkeiten, die hasse ich wie die Sünde."

Siegfried hatte den Kopf wieder in die Rockfalten von Fräulein Heymond gesteckt. Sie hielt ihre Hände wie einen Fächer schützend über ihn. Da war aber schon Lenchen herbeigelaufen, sie kniete neben Siegfried nieder und küßte ihn ab.

"Nicht weinen, dummer Friede. Mama schimpft ja nur im Spaß. Nachher giebt sie uns ja doch einen Sechser zu Kirfchen. Nicht wahr, Mama, Du hast nur zum Spaß geschumpfen?"

"Eine komische Föhre," wendete sich Hilde an Mascha. "Es ist nicht zu begreifen, aber sie hat den Bengel wahrhaftig lieb . . . eigentlich habe ich mich auch nur über Sie geärgert, weil ich solche Durchstechereien nicht leiden kann, Fräulein. Sie hätten kommen müssen und sagen so und so, und ihren Friede unterrichten und will das und das dafür haben. Statt dessen verleiten Sie das arme Kind zum Lügen . . ."

"Mama," rief Lenchen, "Friede hat oft vor mir buchstabiert und mir alles erzählt."

"Das ist nicht wahr, ich habe nichts erzählt," kam es dumpf aus den Rockfalten des Fräulein Heymond heraus.

"Und nun," wendete sich Hilde wieder an Mascha, "kommt diese Dame gerade, wo wir ganz familiär unter uns

sind und wird erst flau machen, und nachher wird sie meinen Mann aus allen Himmeln reißen mit der dummen Buchstabiererei."

Langsam löste Fräulein Heymond den Jungen von ihren Kleiderfalten.

"Entschuldigen Sie, Herr Bohrmann," sagte sie ruhig. "Ich habe Sie rufen hören, und weil ich von Siegfried wußte, daß Ihr Werk der Vollendung nahe ist, glaubte ich, Sie wollten es mitteilen. Entschuldigen Sie die Störung. Entschuldigen Sie, Frau Bohrmann."

Und mit einer linksichen Verbeugung verließ Fräulein Heymond die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Noch immer ist es für den Musikreferenten eine nicht geringe Arbeit, die spaltenlang angekündigten Konzertprogramme zu überblicken, zusammenzuordnen und zum Zweck einer einigermaßen treffenden Auswahl zu vergleichen. Noch ist kein Märzluftchen stark genug, diese winterliche Kulturerscheinung des quantitativen Uebermaßes von Musikmacherei und des Uebermaßes an Intensität der Beifallsghymnastik zu brechen. Tag aus Tag ein dieses Wettrennen von Solisten, Dirigenten, Chören und dergleichen mehr um die leicht zu gewinnende Gunst und schwer zu gewinnende Börse des Publikums! Nur ein Anfang vom Ende ist gekommen: das Letzte der zehn großen „Philharmonischen Konzerte“. Nun stehen noch ein allerletztes, das „Pensionsfonds-Konzert“ dieses Orchesters, und der Ablauf der allwöchentlich dreimaligen populären philharmonischen Konzerte bevor, bis das Orchester im April seine übliche Reise und später seine Sommerarbeit in einem Badeort beginnen wird. Und schon sind für den Winter 1901/1902 die zehn großen Philharmonischen mit genauer Datierung jedes einzelnen angekündigt; bald werden auch die Hauptstücke ihres Programms genannt werden, und wir können dabei sicher sein, in ihrer Wahl und Zusammenfügung wiederum die alten Vorzüge und Mängel dieser Konzerte — typisch nicht nur für sie, sondern auch für unser sonstiges Konzerttreiben — begrüßen zu können.

Jenes letzte Konzert (nach dessen Sonntagsprobe wir urtheilen) zeichnete sich ganz besonders durch Einheit und Länge aus. Mit der „Anacreon“-Ouverture Cherubinis, dessen Eigenart wir gerade neulich gekennzeichnet hatten, begann es und mit Tschaikowski's beliebter 5. Sinfonie E-moll, welche die nun allen Konzertfreunden wohlbekannten Eigenheiten des Komponisten in besonders günstigem Lichte zeigt, schloß es. Tschaikowski's Erfindungsreichtum, Kombinationsgabe, Leidenschaft und Instrumentationsglanz mußten hier ganz besonders wirken, mußten aber auch wieder die Frage nahelegen, ob all dies, zumal die Geschicklichkeit des ewigen Wechselspiels von Kombinationen über Themen, uns so innig zu Herzen geht wie manche schlichtere Musik, und ob wir an dieser Kompositionsart etwas haben, das einst in der Musikgeschichte ebenso historisch fruchtbar dastehen wird, wie es mit der vorlassigen, mit der klassischen und mit der romantischen Periode und ferner mit dem Volkslied einerseits, mit den Höhen der dramatischen Musik andererseits der Fall ist.

Mit ähnlicher Bewunderung, aber auch mit ähnlichem Kopfschütteln hörten wir die Halbnote dieses Konzerts: das erste Klavierkonzert H-moll von Eugen d'Albert. Es war zuerst wohl 1881 von dem damals 17-jährigen Komponisten in London gespielt worden und wurde jetzt von den Philharmonikern „zum erstenmal in diesen Konzerten“ gebracht. d'Albert findet, in schwerer Konkurrenz mit seinem Pianistenrühm, erst seit kurzer Zeit eine beträchtlichere Anerkennung als Komponist; sein Kompositionsabend im Februar des vorigen Jahres, dem wir nur flüchtige Worte hatten widmen können, bleibt den Besuchern wohl noch in guter Erinnerung. Sein H-moll-Konzert ist jedenfalls ein Meisterstück schon durch die bündige und einheitliche Form; die Themen gehen gründlich zu Herzen als die oft etwas gewöhnlichen und leeren von Tschaikowski, und die originellen Klangwirkungen, die d'Albert besonders durch das innige Zueinanderspiel von Orchester und Klavier erzielt, sind eine bemerkenswerte Kunst und enthalten manchen hübschen Humor. Doch auch hier fragt man nachher vielleicht doch, ob der Eindruck so nachhaltig war, daß man nicht nur eine hohe Geschicklichkeit eines geistvollen Komponierens und eine jedenfalls echte künstlerische Kraft motivischer Erfindung, sondern auch ein Mehr vor sich hatte, das diese Leistung über den Rang einer spezifischen Künstlerkunst — sozusagen — hinaus zu etwas erheben könnte, das in allen Kreisen der musikalischen Tradition so nachhallen würde, wie selbst manches von Verdi. — Daß die Philharmoniker unter Nikisch die große Leonoren-Ouverture von Beethoven und dann mit d'Albert als Solisten das brillante und doch gehaltvolle Konzertstück für Klavier und Orchester op. 79 F-moll von Weber dem Publikum zu lebhaftem Dank spielten, verzeichnen wir gern, auch wenn wir uns jene Ouverture doch noch sorgfältiger und feiner aufgefaßt denken konnten.

Es ist nicht leicht, von solchen, jedenfalls rein artistisch sehr hochstehenden Konzerten zu einem jener kleineren Abende überzugehen, die für das Auftreten jüngerer Kräfte eingerichtet sind und dem Referenten stets die Aufgabe stellen, wohl zu unterscheiden, was eine — eventuell sogar unverantwortliche — Ueberschwemmung des Publikums mit ausichtslos Minderwertigem und was das Beachtenswerte — eventuell sogar tragische — Ringen eines Kunstjägers mit seiner eignen Entfaltung und mit der Aufmerksamkeit des Publikums ist. In dem einen jener Konzerte, das wir für diese Woche auswählten, zeigte Herr Felix Gudeutsch, ein bereits im Konzertleben eingeführter Geiger, weder einen besonders schönen Ton noch auch die Fähigkeit, sonstige zu interessieren, obwohl natürlich bei ihm wie schließlich bei den allermeisten Konzertspielern, ein guter Fonds von Können vorhanden ist, den man wahrlich nicht erst erwähnen braucht. Aber nun diese Programmwahl! Sie war die typische; ob nun ein Sitt, ein Ernst oder ein Viegtempo, und ob Brillanzstücke von Schumann oder solche von Paganini an die Reihe kommen: die Hauptsache ist doch immer, daß solche Spieler kein Bedürfnis haben, Stücke auszuführen, die eine echt künstlerische Hingebung verlangen und deren Hervorbringen von ihnen, wie wir sagen möchten, historischem Gerechtigkeitsgefühl zeugt. — Mit dem genannten Geiger konzertierte eine Mezzosopranistin Margarete Engler. Sie gehört wenigstens zu den Sängerninnen, denen man nicht mehr den Rat geben muß, eine verfehlte Stimmbildung abzuwerfen und die Studien neu zu beginnen: sie dürfte doch wohl auf dem richtigen Weg und nur noch lange nicht weit genug fortgeschritten sein. Ihre Stimme ist im allgemeinen schön, voll, tragfähig und sonor mit ziemlich dunkler Farbe; sie singt häufig unrein, doch scheint dies nicht eben auf unmusikalische Anlage oder Ausbildung, sondern nur auf eine noch geringe Sicherheit zurückzugehen. Beim Weiterlernen wird sie besonders darauf achten müssen, die tieferen Lagen genügend zu entwickeln (z. B. für Bizets Mignonlied), dann die Konsonanten qualitatärreicher auszusprechen und endlich, worin freilich ein Hauptstück aller Gesangskunst liegt, den Ton mit dem Wort besser zu verbinden (woran es z. B. in Schuberts freilich schwierigem Lied „Auf dem Wasser zu singen“ gar sehr fehlt).

Alle derartigen Klagen ruhen völlig, wenn man einem so bewährten Sänger wie Eugen Gura gegenübersteht, der jetzt alljährlich im März seinen bedeutenden, doch leider nicht gerade vielseitigen Schatz von prächtigen Gesangsballaden und ähnlichen Stücken in populären Abenden zum besten — fürwahr zum besten — giebt. Nicht, daß er den Stimmungslanz noch auch den Temperaments- und Ausdrucks-Reichtum einiger anderer hätte. Allein seine Stimme ist in guter alter deutscher Schule so fest und schön gebildet, sein Vortrag ist so schlicht und eindringend, und die Jahre sind gegen sein Können so ohnmächtig, daß man selbst die öftest gehörten Balladen von Löwe, auch wenn sie manch Gewöhnlicheres enthalten (z. B. „Die verfallene Mühle“ an der Stelle: „Wohl fühlt da wie in alter Zeit Sein Herz der Liebe Seligkeit“), immer wieder mit entgegensprechendem Herzen anhört. Kommen dann so wertvolle modernste Sachen wie die neulich wieder gesungenen von Hugo Wolf, so ist die Freude um so größer.

Wahrlich die geringste Freude seit langem konnte uns die Aufnahme machen, die das neulich besprochene antike Konzert bei den Kritikern hervorragender Tagesblätter fand. Es wäre hier viel zu sagen, zu berichtigten, nachzuweisen. Nur so viel: Herr Professor Fleischer, der ja eben kein Konzertpraktiker ist, hat zwar die Aufführung als solche gänzlich verfehlt. Was ihm aber dort, bezüglich der vorgeführten Musik und ihrer Erläuterungen, an Unverständnis entgegengebracht wurde, das kann man nur tief bedauern. Eine solche Unwilligkeit, fremdes Kunstleben nach dem zu beurteilen, was in ihm selber liegt; ein solcher Nebel von Verwechslungen einer hier gar nicht aufgebrängten Gelehrsamkeit mit einer ganz schlichten Erneuerungsarbeit und ferner einer Fülle von historisch Feststehendem mit einer Fülle von Problemen; eine solche Unfähigkeit, die hohe und eindringliche Phrasierungskunst der Griechen (an Alexander Mitter erinnernd) zu würdigen, die rhythmischen Abweichungen einer durch viele lange Silben zu syncopiertem Rhythmus drängenden Sprache von unsrer zu glatterem oder mehr „punktiertem“ Rhythmus drängenden Sprache zu verstehen, und schließlich die Unmöglichkeit der melodischen Gänge der Griechen mit denen unsres Vachs sowohl wie unsres Grieg herauszufinden; derartige Wlößen sind ganz dazu geeignet, den sehr „nervösen“ Gegensatz zwischen Wissenschaft und öffentlichem Leben durch eine aus diesem stammende Schuld zu verschärfen. —

(Nachdruck verboten.)

Das Album.

Von Anton Eschschow.

Lang und dünn wie eine Hopfenstange, tritt der Titularrat Kraterow auf Schmhchow zu, verbiegt sich vor ihm und beginnt: „Excellenz! Tief bewegt und gerührt, voll Bewunderung und Dankbarkeit für Ihre väterliche Fürsorge um uns . . .“

„Während mehr als ganzer zehu Jahre . . .“ souffliert Satuffin.

„Während mehr als ganzer zehu Jahre, überreichen wir, Ihre Untergebenen, am heutigen, für uns so bedeutungsvollen . . . hm . . .“

Tage, zum Zeichen unsrer Hochachtung und tiefen Dankbarkeit, dieses Album mit unsren Photographien und wünschen, daß Sie auch fernerhin noch lange, lange uns erhalten bleiben mögen mit . . . mit . . .“

„Mit Ihren väterlichen Befehlungen auf dem Wege des Rechts und des Fortschritts.“ sagt Satuffin hinzu und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Augenscheinlich hat er ebenfalls eine Rede einstudiert, welche er gerne loswerden möchte. „Und so möge“ schläft er, „Ihr erhabenes Beispiel noch lange, lange auf dem Felde des Geistes, der Arbeit und der Selbsterkenntnis uns voranleuchten!“

Ueber die linke faltige Wange Schmhchows fließt eine Thräne. „Meine Herren!“ beginnt er mit bebender Stimme: „Ich erwartete nicht . . . ich dachte gar nicht, daß Sie mein bescheidenes Jubiläum feiern würden . . . Ich bin bewegt . . . sogar . . . sehr . . . Glauben Sie mir, Freunde, niemand will Ihnen so wohl wie ich . . . Und wenn es irgend etwas giebt, was Ihnen nützlich sein . . .“

Der wirkliche Staatsrat Schmhchow winkt mit der Hand, um anzudeuten, daß er vor Bewegung nicht weiter sprechen könne. Er weint. Gerade als ob man ihm nicht ein kostbares Album geschenkt hätte, sondern ein solches wegnehmen wollte. Er unruht und läßt den Titularrat Kraterow, der diese Ehre gar nicht erwartet hat und vor Entzücken erbleicht . . . Dann, nachdem er sich etwas beruhigt, noch einige tief empfundene Worte gesprochen und allen seine Hand zu drücken gegeben hat, steigt er, begleitet von lauten Beifallsrufen und Segenswünschen, die Treppe hinunter, setzt sich in seinen Wagen und fährt nach Hause. Im Wagen fühlt er seine Seele bewegt von mächtigen, bisher unbekanntem Empfindungen. Er weint nochmals.

Zu Hause, im Kreise seiner Familie, seiner Freunde und Bekannten, erwarten ihn neue Freuden, neue Ovationen. Schließlich glaubt er selbst, daß er in der That dem Vaterland sehr nützlich gewesen sei, und daß, wäre er nicht auf der Welt, es um die Menschheit sehr schlecht bestellt sein würde. Das Festessen besteht nur aus Toasten, Reden, Umarmungen und Thränen. Mit einem Wort: Schmhchow hätte nie und nimmermehr erwartet, daß man seine Verdienste so schätzen und anerkennen würde.

„Meine Herren!“ sagte er vor dem Dessert. „Vor zwei Stunden wurde ich entscheidend für all die Leiden, welche ein Mensch durchmachen muß, der sozusagen nicht um der Form, nicht um des Buchstabens willen, sondern aus Pflicht dient. Ich habe während meiner ganzen Dienstzeit beständig das Princip hochgehalten: Die Beamten sind nicht bloß Maschinen, sie sind auch Menschen. Und heute wurde mir dafür die köstlichste Belohnung zu teil. Meine Untergebenen verehrten mir ein Album . . . Da ist es! Ich war gradezu gerührt.“

Festliche Gesichter beugen sich über das Album und beginnen es zu befehen.

„Ach welch schönes Album!“ sagt Olga, die Tochter Schmhchows. „Ich denke, das kostet mindestens fünfzig Rubel. O wie reizend! Du, Papachen, schenk mir das Album. Hörst Du? Ich verwahr' es. Solch ein Prachtstück!“

Nach dem Festessen trägt Olga das Album auf ihr Zimmer und verschließt es im Schreibtisch. Am andren Tage nimmt sie die Bilder der Beamten aus dem Album heraus, wirft sie beiseite und stellt dafür ihre Pensionsfreundinnen hinein: die monotonen Uniformen machen bunifarbigem Kostümen Platz. Kosja, das Söhnchen seiner Excellenz, sammelt die Beamtenbilder und bemalt sie: den einen bescheert er grüne Schnurbärte, den andern zimt-farbene Badenbärte usw. Schließlich, als nichts mehr zu bemalen ist, schneidet er die Bilder aus den Kartons heraus, durchsticht die Augen mit Stednadeln und beginnt mit ihnen Soldat zu spielen. Den ausgeschnittenen Titularrat Kraterow spielt er auf eine Streichholzschachtel und trägt ihn so im Triumph zum Vater ins Kabinett.

„Sieh mal, Papa, ein Monument! Sieh doch!“

Schmhchow bricht in Lachen aus, beugt sich zu seinem Sprößling hinab und läßt ihn gerührt auf die Wangen.

„Nun geh, Scheln, zeig's Mama. Laß Mama auch sehen.“ —

Kleines Heuilleton.

— Die älteste Erwähnung eines Landbriefträgers. Die „Frankfurter Zeitung“ schreibt: Auf den Poststraßen, die von Aegypten aus schon zwei Jahrtausende vor Christus nach Kleinasien und Babylonien führten, verkehrten als Postboten der Pharaonen „Landbriefträger“. So darf man wohl die ägyptischen Postbeamten auch nennen, welche als Läufer, sei es die ganzen Routen oder auch nur den Weg von Station zu Station, mit der Post zurückzulegen hatten. Und wie man heutzutage das Los der Landbriefträger nicht als das beneidenswerteste ansieht und mit sympathischem Empfinden der braven Männer gedenkt, die Jahr aus Jahr ein und Tag für Tag große Wege in Sommerhitze und Staub oder Winterkälte und Kälte zurücklegen müssen, so war es gerade schon vor 4000 Jahren. In einem Papyrus aus dem Jahre Zweitausend ungefähr vor Christus (Pap. Sallier 2, 7, 6 ff.) findet sich folgende Stelle:

Der Postläufer geht fort in fremdes Land.
 Er vermacht seine Habe zuvor seinen Kindern,
 Sich fürchtend vor Löwen und Asiaten dazu.
 Und was hat er denn, wenn er in Aegypten (d. h. zu Hause) ist?
 Kommt er zu seiner Laube,
 Rah't er sich seinem Haus am Abend,
 So verdammt man ihn zum Davongehen.

Was nun kommt, ist bis jetzt nicht richtig verstanden worden. Und erst W. Max Müller giebt in der Orientalistischen Literaturzeitung vom 15. Januar eine einleuchtende Erklärung der Hieroglyphen. Wörtlich heißt es nämlich: „Der arme Teufel schleppt (am Pispel oder Gürtel) seines Schurzes einen schweren Ziegel (oder mehrere).“ Das kann nichts anderes sein als ein königlicher Brief ins Ausland in Form einer Thontafel. Dieser Brief mußte in der Keilschrift der Babylonier, der Diplomatensprache des Altertums, abgefaßt gewesen sein; denn die Asiaten verlangten asiatische Schrift und Sprache und ließen sich auf die Korrespondenz in den schwierigen Hieroglyphen nicht ein. — So schließt denn die älteste Poesie auf die Misere der Landbriefträger — denn wir haben hier eine Art poetische Satire vor uns — mit den Worten: So geht er fort und trägt in seinem Schurz den Ziegelstein.

Kommt er heim, so läßt er sein Herz in frohen Gedanken schwelgen.

Löwen und Asiaten hat unser Landbriefträger allerdings nicht zu fürchten; aber sonst mögen sich die Gefühle der Männer, die vor 4000 Jahren Haus und Hof für ihre Postwanderungen verlassen haben, von denen unsrer Postboten, die mit dem Knotenstock in der Hand und dem Postbeutel auf dem Rücken lange Wanderungen machen, nicht viel unterschieden haben. —

Gesundheitspflege.

— Ueber die Mißhandlung des weiblichen Körpers durch fehlerhafte Kleidung sprach dieser Tage Dr. Justus Thiersch in Leipzig. Der Redner berührte zunächst die Frage, um welchen Gewichtsdruck es sich wohl handele, der in Gestalt des Korsetts, der Obertaille und der Rockbänder auf der weiblichen Taille lastet. Die Trägerin der ungewöhnlichen Kleidung habe davon keine Ahnung, weil sie sich von Jugend auf an den abnormen Gewichtsdruck gewöhnt habe und weil derselbe an der weichsten, nachgiebigsten Stelle des Körpers erfolge. Und doch betrage der Druck rings um die Taille 2 kilo. Zwei kilo fügen unsre Frauen und Mädchen Tag für Tag Zeit ihres Lebens als einen freiwilligen Ballast den ihnen durch das Leben ohnehin auferlegten Lasten hinzu. Bei besonderen Gelegenheiten erlangt aber dieser Druck eine enorme Höhe, und an Sonntagsnachmittagen, bei festlichen Anlässen lömte man aus der geschweiften Taille auf einen 6, 7 und 10 kilo Druck mit Sicherheit schließen. Bei Berücksichtigung eines solchen abnormen andauernd wirkenden Drucks werden die krankhaften Veränderungen an Magen, Leber, Darm, den Fortpflanzungsorganen, der Lunge, dem Herzen verständlich. Die genannten Organe werden mehr oder weniger aus ihrer Lage gebracht und rächen sich dafür durch ein Versagen ihrer sonst so regelmäßigen Thätigkeit. Die dem weiblichen Geschlecht eigentümlichen Magenbeschwerden, die Störungen in der Gallenabsonderung, das häufig tödlich verlaufende Magengeschwür, die furchtbare Gallensteinkolik, die chronische Darmthätigkeit, die Störungen in normalen Verlauf der Regel, die Verlagerungen der Gebärmutter sind zu einem wesentlichen Teil Folgen der nach allen Seiten hin gestoßen und gepreßten Organe des Unterleibs. Die Lungen werden in ihrer Thätigkeit, besonders bei schweren körperlichen Anstrengungen, dermaßen geschwächt, daß sie der gefährdeten Lungentuberkulose gegenüber widerstandsunfähig werden. Die Muskulatur, die die knöchernen Bestandteile untereinander verbindet und dem Rücken einen festen Halt giebt, wird durch den eisernen Druck allmählich so schwach, daß die Trägerinnen des Korsetts, kommen sie einmal in die Lage, eine Zeit lang ohne dasselbe leben zu müssen, im wahrhaften Sinne des Worts „haltlos“ werden und in den begreiflichen Irrtum verfallen, als sei das Korsett dazu geschaffen, ihnen als Stütze zu dienen. Allerdings diene es als Stütze derjenigen, die durch Schwächung der Muskeln den natürlichen Halt verloren haben. Die Haut schließlich, welche den notwendigen Wärmeaustausch mit der umgebenden Luft vermittelt, wird durch ein eng anliegendes und undurchlässiges Korsett außerordentlich geschädigt und disponiert dadurch besonders zu Entzündungen aller Art.

Was die Verbesserung anlangt, so schilderte der Redner kurz die Grundsätze, nach denen eine solche Reformierung zu erfolgen habe. Für die Unterkleidung gipfeln diese Grundsätze in folgendem: 1. Die Last, die bisher allein auf der Taille ruht, muß verteilt werden auf Schultern, Taille und Hüften. 2. Die Unterkleidung von der Taille an abwärts muß in ihrem Gewicht vermindert werden, was am besten durch Fortlassung der Unterröcke und deren Ersatz durch eine Nothose geschieht. 3. Dieses Kleidungsstück darf nicht mit Bändern um den Leib gebunden werden, sondern muß mit dem Leibchen verbunden sein, am besten durch seitlich angebrachte Knöpfe. 4. Das Leibchen selbst darf keine Bandchettes haben, womöglich auch keine Schnürung, allenfalls seitliche Stäbe; seine Konstruktion darf nie die Querlinie des Körpers zur Grundlage haben, sondern die Längslinie. Es muß für jeden Körper besonders gearbeitet sein und kann deshalb nicht fertig gekauft werden. —

Technisches.

— Stampfbeton aus Gips. Zur Herstellung von Stampfbeton empfiehlt Ludw. Mac in der „Thonind.-Ztg.“ statt des Cements den Estrichgips, der stärker gebrannt ist als gewöhnlicher und das Wasser unter Erhärtung langsamer aufnimmt wie Cement. Er wurde bisher zu dem weniger hart werdenden Gußbeton verwandt. Die Herstellung eines Stampfbetons aus Estrichgips unterscheidet sich nicht von derjenigen eines Cement-Stampfbetons. Anders verhält es sich mit der Tauglichkeit der verschiedenen mineralischen Füllmittel. Während sich zu Cement-Stampfbeton die glatten Kieselsteine ganz gut eignen, bewähren sich bei Estrichgips-Stampfbeton poröse Füllmittel mit rauher, muschlicher Oberfläche, wie z. B. ausgefeilte Kohlen Schlacken, viel besser. Ein Raumteil Estrichgips vermag bei stampfbetonartiger Verarbeitung sieben Raumteile Füllmittel zu binden, während bei Gipsgymortel höchstens das Verhältnis von 1:3 zu erreichen ist. Es leuchtet daher ein, daß mit der Herstellung von Gegenständen aus Estrichgips-Stampfbeton eine große Ersparnis an Gips verbunden ist. Da der überbrannte Gips nicht so hart wird wie Cement, so lassen sich Gegenstände aus Estrichgips-Stampfbeton mechanisch viel leichter bearbeiten als solche aus Cement-Stampfbeton. Wird als Füllmittel zu Estrichgips-Stampfbeton Bimsand verwandt, so können die aus solchem Stampfbeton hergestellten Gegenstände sogar sehr leicht geschnitten und zerlegt werden. Zu erwähnen ist noch, daß Estrichgips-Stampfbeton auch ohne Zusatz solcher Mittel, welche das Abbinden beschleunigen, rascher erhärten als Cement-Stampfbeton. Soll die Erhärtung aber besonders beschleunigt werden, so bedient man sich eines geringen Zusatzes schwefelsaurer Salze. —

Humoristisches.

— Weichherzig. Vegetarier (der im Restaurant verstoßenerweise einen Hasenbraten verzehrt): „Armer Lampe, die halbe Portion gab' ich darum, wenn Du wieder lustig draußen über die Felder eilen könntest!“ —

— Ein Schwerenöter. Fräulein: „Was spielen Sie am liebsten?“

Herr: „Mit Ihnen Herzsol!“ —

— Stilleblüte. „... Das ging dem Ritter im blinkenden Stahlhelm doch über die Gufschnur.“ — („Meggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Das Deutsche Theater bereitet eine Neueinstudierung der „Frau vom Meere“ von Ibsen vor. —

— Der von der Wiener Censur verbotene Emakler „Artikel 330“ (trottoir roulant) von Courteline ist von der Berliner Censur dem „Residenz-Theater“ zur Aufführung freigegeben worden. —

— Naimunds Zaubermärchen „Der Verschwender“, mit der Musik von Konradin Kreutzer gelangt am Sonntag zu vollständigen Preisen im Neuen Opern-Theater (Kroak) zur Aufführung. —

— Der zweite Michael Beer-Preis, bestehend in einem Stipendium von 2250 M. zu einer Studienreise, ist dem Musiker Siegfried Fall zuerteilt worden. —

— Die photographische Union in München schreibt, durch Vermittelung der Zeitschrift „dekorative Kunst“, Preise von 300 M., 200 M. und 100 M. für künstlerische Entwürfe zu Rahmen für Wödlin-Bilder aus; letzter Einlieferungs-termin ist der 31. Mai 1901. —

— Professor Karl Hofader in Charlottenburg ist zum Direktor der Züricher Kunstgewerbe-Schule gewählt worden. —

— Eine wissenschaftliche Anstalt für die frau- zösischen Kolonien in Asien ist in Indochina gegründet worden. Das Institut soll die archäologische und philologische Erforschung von Indochina und den angrenzenden Ländern betreiben; es ist das erste dieser Art in Ostasien. —

— Schinkel-Preise. Der Staatspreis für Hochbau im Betrage von 1700 M. wurde dem Regierungs-Bauführer Paul Knold in Metz, der für Eisenbahnbau dem Regierungs-Bauführer Giese in Charlottenburg zuerkannt. Der Preis für Wasserbau wurde nicht erteilt. —

— Professor Engler, der Direktor des Botanischen Gartens, geht im Interesse der Neuanlage des Gartens nach den Kanarischen Inseln, um die dortige Flora zu studieren. Der botanische Reisende Bornmüller wird gleichfalls dorthin gehen, um namentlich die östlichen Inseln botanisch zu durchforschen. —

— Am 7. März wird wieder eine internationale Ballon- fahrt zu wissenschaftlichen Zwecken stattfinden. Es werden bemannte und unbemannte Ballons aufsteigen in Paris, Berlin, Wien, Przemysl in Galizien, Petersburg und Moskau. —